

GLÜCK HABEN – GLÜCKLICH SEIN | Eine anthropologische Grundfrage im Kontext Sozialer Arbeit

Johannes Vorlauffer

Zusammenfassung | Der Beitrag untersucht die Bedeutung und die anthropologischen Grundlagen des Glücksbegriffs unter einer philosophisch-phänomenologischen Fragestellung und stellt die hierbei gewonnenen Thesen in den Zusammenhang der Anforderungen praktischer Sozialer Arbeit.

Abstract | The article explores the meaning and the anthropological principals of happiness using philosophical-phenomenological methods. The thus generated thesis is reflected by the needs of practical social work.

Schlüsselwörter ▶ Lebensqualität ▶ Mensch
▶ Emotion ▶ Zufriedenheit ▶ Selbstverständnis
▶ Sozialarbeit ▶ Glück

Einleitung | Im Folgenden geht es nicht darum, einen neuen, mit Tipps und Tricks prall gefüllten Glücksratgeber im komprimierten Westentaschenformat zu präsentieren, sondern eine Grundfrage in ihrer Fragwürdigkeit zu erschließen. Nämlich die, welches Verständnis von Glück der Frage des Menschen nach sich selbst entspricht. Denn fragt der Mensch nach sich selbst, so begegnet er sich unweigerlich als Frage nach dem (seinem) Glück, ist er sich selbst in seinem mehr oder weniger geglückten Leben „gegeben“, das heißt er ist sich selbst in seinem faktischen Lebensentwurf offen und fraglich zugleich.

Betrachten wir die Frage nach dem Glück als Frage nach uns selbst, so zeigt sich, dass im Grunde genommen nicht wir es sind, die diese Frage in beliebiger Weise stellen, sondern dass dort, wo diese Frage in ihrem ganzen Ernst und tiefer Fragwürdigkeit aufbricht, wir es sind, die sich selbst als in Frage gestellt erfahren. Sie ist deshalb eine Grundfrage, weil sie den abgründigen Grund unserer Existenz berührt. Als solche ist sie einerseits eine, die so alt ist wie das Denken der Menschen, und sie wurde über die Jahrtausende hinweg vor allem in einer Disziplin, der praktischen Philosophie, besser bekannt als Ethik,

diskutiert. Andererseits begegnet sie in manchen Berufsfeldern, etwa in der Sozialen Arbeit, in einer besonderen und besonders intensiven Weise. Und überdies steht sie in einem geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenhang, das heißt die Frage nach dem Glück wurde immer wieder anders gefragt, der Inhalt und die Bedeutung des Wortes sind einem steten Wandel unterworfen. Dass etwa gegenwärtig in unserem Alltag Glück vielfach mit dem Haben von Glück im Sinne eines glücklichen Zufalls oder mit dem Glücksgefühl gleichgesetzt wird, ist ein Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse ebenso wie des aktuellen anthropologischen Reflexionsniveaus, das heißt der Möglichkeit, wie sich der Mensch gegenwärtig selbst zu begreifen vermag. Die Differenzen in den unterschiedlichen Glücksbegriffen herauszuarbeiten und die Frage nach einer möglichen ursprünglichen Erfahrung von Glück zu entwerfen, ist eine je immer neue Aufgabe nicht nur, aber vor allem des philosophischen Denkens (vgl. zum Beispiel Thomä 2003). Denn diesem geht es von seinem Selbstverständnis her um den Menschen als um ein Wesen, das in einem eigentümlichen Bezug auf sich selbst, auf das Ganze und den Grund seines Daseins hin existiert.

Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter reden nun auffallend selten vom Glück, auch Sozialarbeitswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler thematisieren es nur marginal. Vielleicht auch deshalb, weil sie oftmals mit dem Unglück von Menschen zu tun haben und schon glücklich sind, wenn sie das Unglück minimieren können. Wird hier die Frage nach Glück und Unglück auch nur selten als theoretische, das heißt explizit thematische diskutiert, so ist sie doch dem Handeln der Sozialarbeit immanent und zentral. Denn nicht selten treffen Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen auf Menschen, die aus einer bedrückenden Realität zu flüchten suchen und, getrieben von ihrer Not, glücklich sein zu wollen, in einem Glücksgefühl des Rausches beziehungsweise im Rausch von Glücksgefühlen versinken. Es scheint nun aber, dass das Unglücklich-Sein dieser Menschen eher größer wird, je mehr sie sich im Glücksrausch der Realität verweigern. Diese Klientinnen und Klienten der Sozialen Arbeit agieren aber nicht anders als die Mehrzahl jener Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, die im Stress des vorherrschenden Glücksstrebens kein Glücksversprechen auslassen wollen, ja können, denn der gesellschaftliche Zwang, glücklich zu sein, ist mindestens so stark wie das je eigene Bedürfnis nach Glück.

Halleluja

Vor fast einem Vierteljahrhundert nahmen zwei Revolutionen ihren Lauf. Die eine, der Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen Osteuropas, erfasste Menschen und Geschichte mit einer augenblicklichen Urgewalt, die allen, die sie unmittelbar erlebten, noch heute ein Gänsehautgefühl vermittelt. Die andere, die „Erschaffung“ des World Wide Web durch *Tim Berners-Lee* im Jahr 1990, entfaltete ihre Wirkung etwas langsamer, aber umso nachhaltiger.

Inzwischen wird uns wohl allmählich klar, welche der beiden Revolutionen der Gegenwart die historisch bedeutsamere ist. Das Internet hat nicht nur unsere Weise, uns mit Informationen zu versorgen, uns zu zerstreuen und miteinander zu kommunizieren erneuert – es etablierte auch eine neue Generationenrechnung: Die aus den *Digital Natives* bestehende „Generation Internet“ grenzt sich mehr oder weniger nachdrücklich gegen ihre älteren Geschwister, Eltern und Großeltern ab, die bei aller Technik-Aufgeschlossenheit nicht über den Status der *Digital Immigrants* hinauskommen. Ein beliebtes geflügeltes Wort der *Digital Natives* beschreibt mit Blick auf das Internet das so genannte Baumhausprinzip: Wer zu alt ist, um ohne Hilfe reinzukommen, sollte uns darin auch keine Vorschriften machen.

Gegen diese digitale Neuaufgabe des Sozial-Darwinismus ist kein Kraut gewachsen. Das Baumhausprinzip blockt Bedenken gegen den Datenexhibitionismus auf Facebook ebenso wirksam ab wie Kritik am kommerziellen Datensammeleifer von Google & Co. oder Versuche, das Urheberrecht auch im Internet wirksam durchzusetzen. Und wer meint, mit rationalen Argumenten gegen die grenzenlose Internet-Freiheit dennoch punkten zu können, wird durch eine Nachricht aus Schweden nun endgültig schachmatt gesetzt: Die dortige Regierung hat Anfang Januar 2012 die „Kirche der Kopimisten“ formell als religiöse Gemeinschaft anerkannt. Der freie Datenaustausch im Internet ist ihr Credo. Gründer der neuen Kirche ist ein 19-Jähriger Philosophie-Student aus Uppsala, der zugleich der schwedischen Piratenpartei angehört. „Kopimist“ kommt von „copy me“. Die Befehle „Strg c“ und „Strg v“ für Kopieren und Einfügen sind für die Anhänger der Gruppe heilige Symbole. Halleluja!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

In der Fraglichkeit der Frage nach dem Glück und dem Unglück des Menschen vermischen sich somit Professionelles und Persönliches, begegnen einander verschiedenste Wissenschaften, Weltanschauungen, Kulturen und kulturelle Überbauten, und so auch die Wissenschaft der Sozialen Arbeit und die Philosophie, so unterschiedlich ihre Wege auch sein mögen. Ist die Disziplin der Sozialarbeit nicht nur, aber doch wesentlich daran orientiert, Menschen zu helfen, dass ihr Leben gelinge, so ist die Philosophie der in die Anfänge menschlicher Kultur reichende Versuch von Menschen, sich selbst zu verstehen, menschliches Leben in seiner Tiefendimension zu begreifen.

Suchen wir der Frage nach dem Glück nachzugehen, fragen wir „Was ist das eigentlich, das Glück?“, so melden sich zahlreiche weitere Fragen, etwa „Ist Glück im weitesten Sinn des Wortes machbar, das heißt können wir es durch eine gezielte Intervention herstellen?“ Oder reicht es vielleicht schon, Unglück zu beseitigen, um glücklich zu sein? Oder genügt es, sich glücklich zu fühlen? Bescheidener noch: Reicht es, wenn wir es schaffen, uns ein bisschen wohlzufühlen? Und nicht zuletzt: „Das“ Glück, ist das nicht überhaupt nur eine Hypostasierung eines Gefühls, ein „Seelenzustand“ unter vielen? Oder aber ist es umgekehrt: Ist vielleicht alles Sich-glücklich-Fühlen, alles Haben eines Glücksgefühls die Oberfläche einer Tieferfahrung, welche gegenwärtig aus vielerlei Gründen verschüttet, aber doch möglich ist?

Speziell auf letztere Frage zielen die folgenden Überlegungen ab und suchen in drei Gedankenschritten, jene Tiefendimension freizulegen, der sich auch noch der marktkonformste Glückskonsum im Grunde verdankt: Zunächst wird nach dem gegenwärtig vorherrschenden Verständnishorizont der Erfahrung von Glück gefragt. Dieser scheint mit Zufallsglück und mit Wohlfühlglück (vgl. zu dieser Unterscheidung auch ähnlich *Schmidt* 2007a und 2007b, vor allem die Seiten 407 ff.) umrissen zu sein. Anschließend wird versucht, den Ansatz einer möglichen Ideologiekritik aus dem Erfahrungskontext der Sozialen Arbeit zu entwickeln, um dann unser menschliches Glücklich-Sein zur Sprache zu bringen und nach der anthropologisch entscheidenden Tieferfahrung von Glück als der Voraussetzung auch des gegenwärtig vorherrschenden Verständnisses zu fragen. Abschließend wird der Gedankengang zur Praxis der Sozialen Arbeit zurückgeführt.

Zufallsglück und Wohlfühlglück – der gegenwärtig vorherrschende Verständnishorizont der Erfahrung von Glück | Wenden wir uns zuerst dem alltäglich vorherrschenden Verständnishorizont der Erfahrung von Glück zu. Wünschen wir zum Beispiel jemandem Glück, so hoffen wir Positives für ihn; sagen wir zu ihm „Da hast du aber noch einmal Glück gehabt“, so meinen wir damit, dass ein guter Zufall eingetreten ist, der ihn vor etwas Negativem bewahrt hat. Und in der Formulierung „Glück im Unglück“ wird dies Positive, dass nicht noch Schlimmeres passiert ist, sogar noch deutlicher betont. Solche Glücksfälle sind nicht nur angenehme, sondern für unser Leben oft gar nicht unwichtige Zufälle. Glück in diesem Sinne fällt uns zu: Es ist ebenso unverdient wie unverfügbar, dass sich in unserem Leben etwas günstig fügt. Unser Beitrag zu dieser Fügung ist ein bescheidener, wenn auch wesentlicher: Wir müssen diesem Glück einen Raum geben, müssen glückliche Fügungen zulassen. Dies zu lernen und zu lehren, kann durchaus eine wichtige Aufgabe etwa der Sozialen Arbeit sein und ist auch einer der Gründe, warum die Frage nach dem Glück eine zentral ethische ist.

Wer etwa nie Lotto spielt, hat wenig Aussicht auf einen Lottogewinn. Wer aber das Glück hat, einen Lottotreffer zu landen, ist deshalb allein noch lange nicht glücklich. Empirisch belegt ist eher das Gegenteil: Manche Glücksfälle erweisen sich oft langfristig als Unglück, sowie sich auch manches Unglück umgekehrt langfristig als Glück erweisen kann. Wir sollten daher unsere Hoffnung auf ein geglücktes Leben nicht an einen Lottogewinn oder ein anderes Zufallsglück heften. Sehen wir daher auf der Suche nach unseren alltäglichen Glückserfahrungen weiter.

Machen wir in unserem Leben positive Erfahrungen, so sind die damit verbundenen Gefühle oftmals geeignet, dass wir dieses Wohlfühlglück schlicht als Glück identifizieren. Sich wohl fühlen, Spaß haben, Erfolg haben, gute Laune haben, Anerkennung finden etc. generieren ein Lebensgefühl, das im Englischen mit dem Wort *happiness* bezeichnet wird, im Französischen dem Wort *bonheur* entspricht und früher im klassischen Griechisch als *makariōtes* beziehungsweise im Lateinischen als *felicitas* benannt wurde. Im 17. Jahrhundert hat sich mit dem englischen Philosophen *John Locke* diese Glücksauffassung als vorherrschende durchgesetzt, wonach das Streben nach Glück im

Sinne einer *pursuit of happiness* die Natur des Menschen ausmache. Dieses Glücksverständnis hat sogar in die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika Eingang gefunden. Die moderne Gesellschaft mit ihren Erlebnis- und Wellnessangeboten, wie sie sich etwa in den Freizeit- und Urlaubsformen manifestieren, ist vor dem Hintergrund dieses Glücksverständnisses verstehbar. Dieses Glück ist in einem gewissen Ausmaß machbar, planbar, herstellbar, konsumierbar. Wer sich selbst kennt, weiß, was er zum Wohlfühlglück braucht, und kann sich seine Glückshäppchen organisieren. Der Manager seines Glücks zu sein, verheißt ein hohes Maß an Autonomie. Es beginnt damit, dass ich morgens den Kaffee genieße, mich mit liebenswerten Menschen treffe, nach wissenschaftlicher Erkenntnis suche oder mir in einer Wellnessabteilung etwas Gutes gönne. Und es ist naturwissenschaftlich interessant, weil der Pegelstand der Glücksgefühle auch von Neurobiologen gemessen werden kann.

Zum Management dieses Glücks gehört es aber auch, sich nicht gedankenlos ein Maximum davon zu gönnen. Denn die körpereigenen Drogen, die Glücksgefühle verursachen, bringen ähnliche Probleme mit sich wie andere Drogen auch. Wer nun seine Sehnsucht nach Glück mit dem Haben von Glücksgefühlen identifiziert, ist nur scheinbar autonom, denn er unterwirft sich einem chemischen Prozess, der zweifelsfrei unter gewissen Bedingungen gut tut. Zu diesen Bedingungen, dass er gut tut, gehört nämlich, dass die unreflektierte Maximierung in eine Optimierung umgewandelt wird, dass das Wohlfühlglück als ein Teil des Lebensglücks erkannt, aber nicht mit diesem selbst verwechselt wird. Nur unter dieser Bedingung ist die sich im Laufe des Lebens immer wieder einstellende Abwesenheit des Wohlfühlglücks kein Grund, unglücklich zu sein. Im Gegenteil: Der Stress einer permanenten Überschwemmung mit Glückshormonen, die ein permanentes Wohlfühlglück hervorrufen würde, ist auf Dauer nicht nur langweilig, sondern auch aus gesundheitlichen Gründen nicht erstrebenswert.

Voraussetzung für diese Optimierung ist, zu erkennen, dass das Wohlfühlglück nur ein Moment von Glück, nicht aber dieses selbst ist. Wird das Glück des gesamten Lebens nämlich mit dem Wohlfühlglück verwechselt, so bedeutet dies wissenschaftstheoretisch gesehen einen Reduktionismus, das heißt ein

vielschichtiges Phänomen wird in einen scheinbar selbstverständlichen alltäglichen Verständnishorizont eingengt und auf dieses verengte Vorverständnis hin reduziert. Die Breite und Tiefe menschlicher Erfahrung wird dadurch übersprungen und zu einer Idee und einer Lehre von Ideen, das heißt einer Ideologie, verkürzt. Gegen solche Verkürzungen suchen Ideologiekritiken, ursprüngliche Zugänge und Erfahrungsdimensionen wieder freizulegen.

Ideologiekritische Anmerkungen aus dem Erfahrungskontext der Sozialen Arbeit | Die Menschen „streben nach dem Glück, sie wollen glücklich werden und so bleiben“, schreibt *Sigmund Freud* 1930 (*Freud* 1982, S. 208). Im Konflikt zwischen Lust- und Realitätsprinzip ist dieses Verlangen für *Freud* aber unerfüllbar: „[...] man möchte sagen, die Absicht, daß der Mensch ‚glücklich‘ sei, ist im Plan der ‚Schöpfung‘ nicht enthalten“ (*ebd.*). Was im Kontext der Kulturentwicklung als Glück erfahbar ist, ist lediglich ein „episodisches Phänomen“, der Glücksfall einer „eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgestauter Bedürfnisse“ (*ebd.*).

Weit weniger Schwierigkeiten macht es dem Analytiker *Freud*, Unglück zu erfahren. Doch, so können wir gegenwärtig mutmaßen, ist dieses Unglück zunächst und zumeist verborgen und äußert sich nicht nur in erkennbaren neurotischen Erkrankungen, sondern mehr noch in der alltäglichen Hoffnungslosigkeit, getarnt als Glück: Wie unglücklich müssen die Menschen sein, wenn sie allwöchentlich ihre Hoffnungen in Glücks-„Spiele“ setzen? Wird mit ihrer Hoffnung gespielt? Wer hat ein Interesse daran, dass immer nur Wenigen „Glück“ zufällt? Und sind diese Wenigen, die dann tatsächlich Glück haben, glücklich? Die Vermutung liegt nahe, dass Illusionen, phantastische Vertröstungen nötig sind, um zu beschwichtigen, das heißt um von der Hoffnungslosigkeit abzulenken: Glücksspiele sind, was *Marx* von der Religion sagte: Der „Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, [...] der Geist geistloser Zustände“ (*Marx* 1983, S. 378).

Was *Freud* in seiner Kulturkritik nicht bedenkt, sind die gesellschaftlichen Mechanismen, durch die wir uns am Haben des glücklichen Zufalls orientieren, danach, dass Glück uns in Gestalt der Waren zufällt, so dass wir uns an ihr Glücksversprechen klammern, dadurch aber in den Kreislauf hineingezwungen werden, der

uns nicht loslässt zu uns selbst, sondern uns der Möglichkeit eigensten Seins entfremdet. Am Haben orientiert, sind wir eingepasst in jene Leerläufe, deren Leere uns ängstigt und die wir vergeblich aufzufüllen trachten. Wir wollen dann Glück haben, gerade weil wir im Grunde unseres Existierens unglücklich sind.

Dass Menschen sich glücklich fühlen, ist nun nicht nur ein Bedürfnis des Einzelnen, sondern es ist auch eine der Voraussetzungen für das Funktionieren der gesamtgesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozesse. Glückliche Menschen sind schließlich wesentlich produktiver und leichter zu Höchstleistungen zu motivieren als unglückliche, sie sind wie Öl im Getriebe des Kapitals. Ein gewisser Druck lastet daher auf jedem von uns, sich glücklich zu fühlen, denn nur so sind wir auf dem Arbeitsmarkt gefragt und nur so dürfen wir uns auch als normal und integriert fühlen. Niemand, vor allem dann, wenn man etwa Karriere machen will, kann es sich schließlich leisten, im Rennen um das Glück innezuhalten und sich vielleicht sogar einzugestehen, unglücklich zu sein. Zumindest den Schein einer glücklichen Existenz gilt es zu wahren, sonst sinkt der Marktwert der eigenen Arbeitskraft. Entscheidend ist, dass man einem das Unglücklich-Sein nicht ansieht.

Buchhandlungen quellen daher über mit Glücksratgebern, die dieses Bedürfnis und diese Not mit zahllosen Empfehlungen und Expertentipps befriedigen. Deshalb auch werden zahlreiche Mittel angeboten, um Glücksgefühle zu erzeugen. Es müssen ja nicht gleich illegale Drogen sein, auf die man zugreift, unsere Gesellschaft erlaubt und forciert legale Glücksbringer in großer Zahl. Jeder von uns kann daher auf bewährte Hausmittel zurückgreifen. Alkohol etwa ist, wie wir wissen, nicht nur für Erwachsene eine Quelle des Glücksgefühls. Aber auch geförderte Suchtmittel wie Shopping, Entertainment, Infotainment oder die Jagd nach Ansehen, Karriere, Macht etc. sind zugleich ein immanentes Moment des gesellschaftlichen Glücksmanagements und des Funktionierens jedes Einzelnen. Der Konsum dieser Mittel löst ja tatsächlich die erwünschten chemischen Prozesse in unserem Körper aus, so dass wir in einer gewissen Weise sagen können: Wir haben Glück. Jedenfalls haben wir Glücksgefühle, meinen, Glück zu verspüren. Schließlich können wir es ja mit moderner Technik sogar messen und in bestimmten Gehirnregionen lokalisieren.

Im Haben dieser wohligen Gefühle steckt aber ein kleines Problem: Wir müssen uns selbst in unserem Selbstverständnis als Menschen allererst in einer bestimmten Weise entsprechend zurechtfinden, so dass wir uns dann in dieser Weise glücklich fühlen können. Wir müssen zwischen uns und unserem abgrundtiefen Bedürfnis, glücklich zu sein, etwas dazwischen setzen. Wir müssen zum Beispiel unsere leibhaftige Existenz uminterpretieren in ein in sich selbst gespaltenes Ding: ein Körperding und ein unkörperliches, geistiges Ding. Haben wir es geschafft, uns selbst in dieser verdinglichten Weise vorzustellen, dann erst können wir unseren sogenannten Körper entsprechend bearbeiten, damit er Glückshormone produziert und dem Ich mitteile, dass er sich glücklich fühlt (zu dieser Deutung von Leiblichkeit vergleiche *Vorläufer* 2010, vor allem S. 35-60).

Das Ganze fundiert also im Geschick, sich selbst auszutricksen und sich selbst als ein Wesen zu begreifen, das als gedoppeltes Körperding und „Ich-Ding“ existiert. Dieser Versuch einer Selbstverdinglichung läuft als Totalexperiment seit rund einem halben Jahrtausend und durchzieht die Epoche der sogenannten Neuzeit wie ein roter Faden. Der Dualismus von Geist und Körper, von *res extensa* und *res cogitans*, ist das Fundament von Naturbeherrschung ebenso wie von Selbstbeherrschung. Es hat bis ins 20. Jahrhundert gedauert, bis diese Dialektik der Herrschaft von Philosophen wie *Adorno* oder *Heidegger* als Selbstzerstörung erfahren und gedacht wurde. Trotz dieser Erkenntnis geht der blinde Prozess weiter.

Im Kontext dieses dualistischen Selbst- und Weltentwurfs wandelt sich die ontologische Struktur der Frage nach dem Glück von einem ganzheitlichen Verständnis zu einem partiellen. Die Frage nach dem Glücklich-Sein wird reduziert einerseits auf das Glück-Haben im Sinne eines glücklichen Zufalls, andererseits auf Glück-Haben im Sinne eines seelisch-chemischen Zustandes von etwas in uns. Damit ist der Glücksbegriff nicht nur ein bescheidener (geworden), sondern erfährt insgeheim eine Abwertung. Glück fungiert auf der einen Seite als Gegenbegriff zu Leistung, der die eigentliche Wertschätzung entgegengebracht wird. Dass einem Menschen das Glück zuteil geworden ist, ist dann weniger Anlass zum Dank, sondern eher zur Geringschätzung, wenn nicht gar zur Verachtung. Wenn Glück weiters mit dem Haben chemischer Verhältnisse identifiziert wird, wird es zu etwas Frem-

dem, das in uns ist, das wir technologisch beherrschen wollen. Aber es funktioniert tatsächlich: Wir können uns selbst in weiten Bereichen technologisch interpretieren, um uns dann mithilfe von Techniken zu steuern. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass diese gewaltsame Uminterpretation unser selbst ihrerseits eine Quelle von Unglück ist.

Der fortgeschrittene Kapitalismus schafft und befriedigt Bedürfnisse. Auch das Glück kann als Ware behandelt, das heißt als Bedürfnis immer neu generiert und als Konsumgut angeboten werden. Wenn wir in unseren Körper investieren, wird dieser einen entsprechenden Output in Form von Glückshormonen liefern. So wie wir es schon seit Langem gewohnt sind, unsere Freizeit nicht mehr als Freizeit, sondern als Arbeitsvorbereitungszeit zu erfahren und zu gestalten. So wie wir schon seit Langem gewohnt sind, uns als Moment der Freizeitindustrie im Amüsierbetrieb zu erholen und Amüsement als Flucht vor dem Denken zu praktizieren. So haben wir auch analog unsere Hoffnungsstruktur den gesellschaftlichen Verhältnissen angepasst und neigen dazu, die Tiefendimension von Hoffnung mit dem Glücksspiel zu verwechseln.

Man mag ein Sich-glücklich-Fühlen und Sichwohl-Fühlen ja durchaus positiv bewerten. Und es gibt viele Lebenssituationen, in denen dies genügt. Es mag aber auch sein, dass sich im Bedürfnis, sich glücklich zu fühlen, ein gesellschaftlicher Schein spiegelt. Ein trügerischer Schein, der uns betrügt und in dem wir um unser Glück betrogen werden beziehungsweise uns selbst betrügen. Es wird keineswegs behauptet, Glück hätte mit einem Sich-Wohlfühlen oder einem lustbetonten Zustand nichts zu tun. Allein die fraglose Identifizierung von Glück mit dem Sich-Wohlfühlen ist einer der Gründe, warum so viele unglücklich sind und die Flucht aus der Realität um sich greift. Von *Heraklit* aus Ephesus stammt das Wort: „Bestände das Glück in körperlichen Lustgefühlen, so müßte man die Ochsen glücklich nennen, wenn sie Erbsen zu fressen finden“ (*Heraklit* 1961). Sind aber glückliche Ochsen und, um ein moderneres Beispiel anzuführen, glückliche Hühner wirklich das Maß, um das Glück des Menschen zu fassen?

Die bisherigen Überlegungen zusammenfassend und den nächsten Gedankenschritt vorbereitend kann man nun sagen: In dem Maß, wie wir realisieren, dass

glücklich zu sein jener Anspruch ist, dem wir in unserem Existieren zu entsprechen suchen, werden wir dessen gewahr, dass die kulturindustrielle Verwertung des Glücks den Begriff dessen erfüllt, was der junge Marx Entfremdung genannt hat. Wer es sich leisten kann, seinen Körper mit Glückshormonen zu bearbeiten und auf diesem Weg mit gesellschaftlicher Anerkennung und Erfolg belohnt wird, bezahlt diese mit einer Entfremdung, das heißt Zerrissenheit, mit einer Form schizophrenen Existierens. Da Entfremdung weder gefühlt wird noch gemessen werden kann, ist sie einem verdinglichten Bewusstsein nicht präsent. Unter den Bedingungen einer Normalität von Selbstverdinglichung entfremdet sich menschliches Dasein somit auch von seinem Entfremdungsprozess, lässt also ein Bedürfnis nach Aufhebung seiner Entfremdung nicht zu. Die sich als offen verstehende moderne Industriegesellschaft zeigt sich darin aber als in sich geschlossene. Und ihre Geschlossenheit sträubt sich gegen ein Zulassen einer Tiefenerfahrung von Glück. Dem steht Georg Trakls Aphorismus entgegen: „Nur dem, der das Glück verachtet, wird Erkenntnis“ (Trakl 1979, S. 255). In der Kraft der Negation, des Widerstands gegen die herrschenden Glücksangebote, leuchtet anderes auf: Erkenntnis des Anderen als Voraussetzung von Glückseligkeit. Diesen Gedanken sucht der nächste Abschnitt zu entfalten.

Jenseits des Glücksmanagements – vom abgründigen Grund des Glücks | Suchen wir diese Wendung des Blicks sorgfältig zu vollziehen: Es mag sein, dass sich jemand glücklich fühlt, weil er Glück hat. Doch das bedeutet eo ipso noch nicht, dass er auch glücklich ist. Glück zu haben ist aber nicht nur ein Oberflächenphänomen, sondern es partizipiert an einer radikaleren Erfahrung von Glück. Wenn Adorno sagt „Glück ist überholt: unökonomisch“ (Adorno 1980, S. 248), so meint er gerade nicht das Wohlfühlglück, denn dieses ist ja gerade optimal geeignet, sich vermarkten zu lassen. Das Glück aber, das alle im Grunde erstreben, das Glück im eigentlichen Sinn, ist jenseits des herrschenden Verständnisses, somit jenseits des Ökonomischen, und es ist in diesem Sinne „unökonomisch“. In der vorherrschenden Rede von Glücksgefühlen spricht sich daher auch eine Sprachlosigkeit aus, von Glück angemessen zu sprechen. Diese Sprachlosigkeit ist aber nichts Negatives, was einfach zu beseitigen wäre, sondern ihr entspricht eine Radikalität unserer Existenz, die sich hier meldet. Vielleicht lässt sich ja das Glück selbst, an dem alle un-

terschiedlichen Glückserfahrungen partizipieren, gar nicht auf den Begriff bringen, analog der Erfahrung, dass Glück sich nicht ohne Weiteres managen lässt.

Das Bedürfnis, sich glücklich zu fühlen und Glück zu haben, verweist so in eine Tiefendimension unserer Existenz, in die Frage nach unserem Glücklich-Sein, das heißt in die nach dem Grund des Sich-glücklich-Fühlens, genauer noch: Es weist in die Frage, wer wir Menschen denn überhaupt sind, so dass Glück uns zum Bedürfnis werden kann. Das Bedürfnis nach Glück ist in diesem Sinne ein radikales Bedürfnis. Radikal, vom lateinischen Begriff *radix* abgeleitet, bedeutet „Wurzel“: das, worin etwas gründet. Glück als radikales Bedürfnis bedeutet jenes, worin unser Existieren gründet. Es kann daher nicht im Horizont einer Warenproduktion befriedigt werden: Es transzendiert, das heißt übersteigt die Möglichkeiten des Habens und des Sich-Fühlens. Es übersteigt damit auch die Möglichkeiten einer kapitalistischen Gesellschaft, weil sie all unserem Tun, Hoffen, Glauben und Lieben zugrunde liegt. Das Bedürfnis nach Glück ist so ein „apriorisches“ Bedürfnis: Es ist früher, das heißt grundlegend für unser Existieren. Und in allem, was wir tun, antworten wir dem Geheiß, unter dem unser Dasein steht: glücklich zu sein.

In diesem Sinn streben wir Menschen alle nach Glück. Wer möchte nicht aus tiefstem Herzen glücklich sein? Die beiden Bedeutungen des Wortes „Glück“ – Glück haben und glücklich sein – weisen uns den Weg, das Glück als Gabe und vielleicht sogar als Geschenk zu verstehen. Denn genau das haben wir im Grunde erfahren, als wir uns glücklich fühlen durften. Trotz allen Managements und aller Technisierung von Glücksgefühlen erschließen sie sich in einer ihnen eigenen Unverfügbarkeit: Sofern wir vor lauter Gefühlen nicht völlig betäubt und berauscht sind, bleibt jegliche Glückserfahrung eine, die sich so erfährt, dass sie sich selbst gerade nicht als anthropologischer Aufputz genügt, sondern dass es uns gewährt ist, glücklich zu sein, und dass wir mit unserem Dasein begabt sind, die Nicht-Selbstverständlichkeit unseres Sich-selbst-gegeben-Seins in den glücklichsten Augenblicken als kostbar erfahren zu dürfen. Der innere Grund des Glücks liegt deshalb in der Gegenwart positiver Realität und ist nicht die Folge einer Realitätsflucht. Im Grunde benennt Glück die der Wirklichkeit selbst zukommende Kostbarkeit, die uns beglückt.

Im herrschenden ökonomisch durchtränkten Bedürfnis, sich glücklich zu fühlen, liegt daher auch noch etwas Anderes und Entscheidenderes als ein solipsistisches Sich-Fühlen: Dieses Bedürfnis ist nicht nur Schein, sondern auch der fahle Widerschein der Sehnsucht, glücklich zu sein. Zwischen einem Sich-glücklich-Fühlen und der Erfahrung, glücklich zu sein, waltet eine qualitative Differenz. Diese zeigt sich im Grund: Ein grundloses Sich-glücklich-Fühlen mag die Quelle eines tiefen Unglücklich-Seins sein.

Die mit dem Menschen als solchem mitgegebene Frage ist also eine Grundfrage: Haben wir Grund, glücklich zu sein? Die anthropologische Frage verweist in die Dimension des Grundes, in dem wir selbst gründen. Unser ganzes Dasein scheint ein einziger Verweis auf diese Grundfrage zu sein. Denn alles, was wir tun, tun wir umwillen eines anderen. Letztlich umwillen dessen, dass es gut um uns stehen möge, dass wir das Ganze unseres Daseins bejahen können. Anders gesagt: Alles, was wir tun, tun wir im Grunde darum, dass wir glücklich sind. Dies ist zugleich unsere Freiheit wie unsere Unfreiheit. Glücklich sein selbst aber wollen wir nicht um etwas anderen willen, sondern um seiner selbst willen: Es ist nicht mehr rückführbar, ist irreduzibel.

Der Soziologe und Philosoph *Theodor W. Adorno* schreibt in *Minima Moralia*: „Mit dem Glück ist es nicht anders als mit der Wahrheit: Man hat es nicht, sondern ist darin. Ja, Glück ist nichts anderes als das Umfangensein, Nachbild der Geborgenheit in der Mutter. Darum aber kann kein Glücklicher je wissen, daß er es ist. Um das Glück zu sehen, müßte er aus ihm heraustreten: er wäre wie ein Geborener. Wer sagt, er sei glücklich, lügt, indem er es beschwört, und sündigt so an dem Glück. Treue hält ihm bloß, der spricht: ich war glücklich. Das einzige Verhältnis des Bewußtseins zum Glück ist der Dank: das macht dessen unvergleichliche Würde aus“ (*Adorno* 1980, S. 126).

Diese Textpassage sei in Ansätzen kommentiert: *Adorno* vergleicht eingangs Glück mit Wahrheit: Beides kann man nicht haben. Von Menschen, die hingegen meinen, die Wahrheit zu besitzen, wissen wir, dass dieser Glaube oftmals in Gewalt endet, denn der vermeintliche Besitz der Wahrheit wird ängstlich gehütet, verteidigt und zu Herrschaftszwecken instrumentalisiert. Wer hingegen versteht, dass Wahrheit

jenes Geschehen ist, in das wir eingelassen sind so, dass uns in der Wahrheit Wahres aufgeht, der muss dieses Inne-Sein in der Wahrheit nicht gegen andere einsetzen, sondern kann den Dialog mit anderen als bereichernd und beglückend, schlicht als weiteröffnend erfahren. Analog ist es mit der Erfahrung des Glücks. Wer meint, Glück gegenständlich zu haben, muss sich erst aus dem Inne-Sein im Glück lösen und jenes hypostasieren, was aber nur ungegenständlich zu erfahren ist. Glück können wir nicht intentional, das heißt direkt anstreben. Es ist nicht ein Gegenstand, den wir haben können, sondern es ist uns ungegenständlich mitgegeben. Ein geglücktes Leben muss daher nicht vollgefüllt mit Glücksgefühlen sein. Es muss auch nicht nur aus glücklichen Zufällen bestehen. Eine wesentliche Bedingung, sein Leben als geglücktes zu empfangen, mag vielmehr sein, dass wir uns nicht von jenem gesellschaftlichen Sog mitreißen lassen, der uns zu einer unendlich unglücklich machenden Jagd auf die konsummäßig präparierten Glücksgefühle zwingt. Wenn *Adorno* den Dank als das entsprechende Verhältnis des Menschen zum Glück benennt, so auch deshalb, weil wir Glück nicht herstellen, aber in höchster Offenheit unseres Wesens empfangen können. Dank ist ein antwortendes Verhältnis auf das Unverfügbare, das uns Tragende.

Wo und wie erfahren wir Glück? Wenn und solange wir glücklich sind, besitzen wir dies Glück nicht, können es nicht objektivieren, bewerten, vergleichen, messen. Erst rückblickend begreifen wir ein Ereignis als glücksstiftend. Es war wohl Begegnung im „Spiel“: nicht bloß nach einer Wahrscheinlichkeitsformel „zufällig“, sondern „zugespielt“ war uns dies, dass wir unvermutet, und doch erhofft, nicht vorausberechnet, und doch erwartet, im Blick der Augen einander begegneten, dass in aller Differenz Identität aufleuchtete. Unfassbar erfuh uns dies, selbst zu sein – eine Erfahrung, die sich uns gewährte, indem wir sie einander gewährten: Ereignis des Lassens. Das Wort gebriecht, wo Wesentliches sich uns zeigt. Empfangendlassend sind wir eingelassen in dies Ereignis, das sich jedem Festhalten entzieht, und doch als Ermöglichungsgrund da und erfahrbar ist, wenn wir das Glück-haben-Wollen lassen. Im Glück sind wir die Empfangenden und Gebenden zumal. Und so sind wir als Dankende: Nur indem wir den Gebenden – ihm Raum gewährend – sein lassen, sind wir die Empfangenden; und nur indem wir die Empfangenden sind, sind wir die Gebenden. Beide müssen „etwas“

geben, Glück als das gerade nicht Tauschbare, nicht Einklagbare, aber solches Geben ist untrennbar vom Nehmen. Und beide wissen sich verdankt dem, was sich allem Haben entzieht, und was uns so uns selbst sein lässt. Glückserfahrung ist Verheißung: Was war – meiner und deiner Vergangenheit –, wird Zukunft zugesprochen. Wir stehen im Anspruch des Anderen.

Kann ein Huhn glücklich sein? Es mag sein, dass es sich glücklich fühlt. Um aber glücklich zu sein, muss dieses Huhn sich als Wesen begreifen, dem sein eigenes Existieren in all seiner Abgründigkeit offenbar ist, das zum Ganzen seines Daseins in einem Verhältnis zu stehen vermag. Vermutlich unterscheiden wir uns im Dank von glücklichen Hühnern. Mögen wir vielleicht ähnliche Glückshormone etc. haben, das abgründige Glück und Unglück des Daseins zu erfahren vermögen vermutlich nur wir Menschen. Denn uns ist es Gabe und Aufgabe, unser Leben nicht nur zu leben, sondern in einer unauslotbaren Abgründigkeit zu existieren. Entgegen einer technologischen Selbstinterpretation des Menschen, der sich in alter Tradition nicht als Menschenwesen versteht, sondern als *animal rationale*, als Lebewesen mit spezifischen Merkmalen, könnte man pointiert formulieren: Wir sind nicht glücklich, weil wir Glückshormone haben, sondern wir haben Glückshormone, weil wir glücklich sein können.

Schlussbemerkung: Vom Glück Sozialer Arbeit | Glück im eigentlichen Sinn ist ein Prinzip analog dem Prinzip Hoffnung. Als Prinzip liegt es all unserem Tun als Ermöglichungsgrund zugrunde. Jeder Versuch, es zu objektivieren, muss scheitern, weil es prinzipiell kein Objekt sein kann. Immer wenn wir etwas als Glück identifizieren wollen, entzieht es sich daher. Als Prinzip unseres Daseins ist es uns deshalb

nur als Verborgenes zugänglich, als jenes, dem wir uns zwar denkend nähern können, aber begrifflich nicht zu fassen vermögen. Als Prinzip ist es das Woraufhin unseres Existierens. Aber so wie uns unser Woher und Wohin gegenwärtig, aber zugleich entzogen sind – denn der Anfang unserer Existenz ist nicht einfach vergangen und das Ende ist nicht erst in der Zukunft – so ist Glück jenes, was unsere Gegenwart und unseren Alltag durchscheint als Sehnsucht und Verheißung.

Die eigentliche Grundfrage des Glücks ist daher nicht die, ob wir Glück haben, sondern ob unser Leben glückt. Dies meint die Rede vom Glücklich-Sein, in der wir die Tiefendimension unserer Existenz zwar nicht begreifen, aber berühren: die Abgründigkeit unseres Seins. Im Da unseres Gegenwärtig-Seins können wir dessen gewahr werden, dass es uns jeden Augenblick neu gewährt ist, zu sein. Diese Nichtselbstverständlichkeit ist uns alltäglich meist selbstverständlich, aber in diesem Sich-selbst-gegeben-Sein und Sich-selbst-geschenkt-Sein können wir erfahren, was Glücklich-Sein heißen könnte.

Ein historisches Bild erwacht und könnte wieder aktuell werden: Vor rund zweieinhalb Jahrtausenden erzählte *Platon* ein bis heute unvergessenes Gleichnis von Menschen, die gefesselt in einer Höhle leben, im Licht eines Feuers nur Schatten von Menschen und Dingen wahrnehmen, diese Schatten aber als wahre Welt begreifen und vor allem: die sich darin glücklich fühlen. So lange, bis sie von ihren Fesseln befreit werden, um nicht nur im Licht des Feuers Schattenwesen zu begegnen, sondern im Licht der Sonne den Dingen selbst. Diese Befreiung wurde von ihnen nicht ohne Weiteres als Erlösung erfahren, sondern als Irritation, und veranlasste sie zur Flucht zurück in die Höhle. Erst ein Bildungsprozess machte sie dann fähig, sich

Über 30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion Über 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- ▶ Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- ▶ Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

DZI SoLit

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

SCHULSOZIALARBEIT IN EINEM MULTIKULTURELLEN STADTTEIL | Eltern und Lehrer an einem Tisch?

Anke Bartholomä

Zusammenfassung | Der Beitrag beschreibt die Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus aus der Perspektive der Schulsozialarbeit am Beispiel einer Grundschule im Berliner „Brennpunktbezirk“ Neukölln. Der Artikel beschäftigt sich mit Formen der Elternarbeit auf individueller und institutioneller Ebene. Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass eine gute Kommunikationskultur zwischen Elternhaus und Schule für die persönliche und schulische Entwicklung von Kindern essenziell ist.

Abstract | The article describes the relationship between school and family from a school social worker's point of view. A primary school in one of Berlin's „problem areas“ serves as an example. The focus lies on various forms of parental involvement on an individual as well as on an institutional level. The article bases on the presumption that a good culture of communication between parents and school is essential for the personal and academic growth of children.

Schlüsselwörter ▶ Schulsozialarbeit

▶ interkulturell ▶ Stadtteil ▶ Elternarbeit

▶ Lehrer ▶ Kommunikation

Aufwachsen in Nord-Neukölln | Wenn ich im Laufe einer Unterhaltung erwähne, dass ich an einer Schule in Berlin-Neukölln arbeite, horten die meisten Zuhörenden auf. Manche geben sich beeindruckt, andere nicken, als wüssten sie genau, wovon ich rede. Berlin-Neukölln ist jedem Zeitungsleser ein Begriff: der Rütli-Skandal, tätliche Auseinandersetzungen zwischen Schülerinnen beziehungsweise Schülern und Lehrern beziehungsweise Lehrerinnen sowie Fotos uniformierter Wachmänner vor Schultoren.

Die Berichte und Kurzreportagen werden der vielfältigen Realität meist nicht gerecht. Man sollte über längere Zeit hier gewesen sein oder besser hier gelebt haben, um sich ein Bild von diesem Bezirk zu machen.

den wahren Dingen zu öffnen und nicht mehr den Schein in der Höhle zu suchen. Dieses Gleichnis erzählt nicht einfach nur eine vergangene Situation von Menschen, sondern auch unsere eigene. Sich dem Anspruch des Glücks zu öffnen bedeutete, die Normalität des Scheins zu überwinden und sich der Realität zu öffnen.

Es ist Begabung und Gabe der Sozialen Arbeit, Menschen die unterschiedlichen Dimensionen der Erfahrung des Glücks zu eröffnen: Sozialarbeit kann lernen helfen, sich dem Zufallsglück nicht zu verschließen; Sozialarbeit kann beitragen, dass Menschen sich in einem umfassenden Sinn wohlfühlen; und Sozialarbeit kann schließlich einen kritisch-emanzipatorischen Bildungsprozess initiieren, der Menschen befähigt, sich selbst in ihrer Tiefendimension gewahr zu werden und gegen die allgegenwärtige Tendenz einer Realitätsflucht eine Selbsterfahrung zuzulassen, die Voraussetzung und Vorahnung eines geglückten Lebens ist.

Prof. Dr. Johannes Vorlauffer ist Philosoph und lehrt Sozialphilosophie, Ethik, Wissenschaftstheorie, Sozialinformatik und Interdisziplinäre Fallanalyse an der Fachhochschule Campus Wien, Diplomstudiengang Sozialarbeit im städtischen Raum, Favoritenstraße 226, 1100 Wien/Österreich, E-Mail: johannes.vorlauffer@fh-campus-wien.ac.at

Literatur

Adorno, Theodor W.: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 4. Frankfurt am Main 1980

Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. In: ders.: Studienausgabe, Band 9. Frankfurt am Main 1982

Heraklit: Fragment 22 B4. In: Diels, Hermann; Kranz, Walter (Hrsg.): Die Fragmente der Vorsokratiker. Berlin 1961

Marx, Karl: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: Marx Engels Werke, Band 1. Berlin 1983

Schmidt, Wilhelm: Glück: Alles, was Sie darüber wissen müssen, und warum es nicht das Wichtigste im Leben ist. Frankfurt am Main 2007a

Schmidt, Wilhelm: Mit sich selbst befreundet sein. Von der Lebenskunst im Umgang mit sich selbst. Frankfurt am Main 2007b

Thomä, Dieter: Vom Glück in der Moderne. Frankfurt am Main 2003

Trakl, Georg: Das dichterische Werk. München 1979

Vorlauffer, Johannes: Personales Selbstsein. Phänomenologische Versuche zum Wesen menschlichen Daseins. Hamburg 2010